

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 64 (1989)

Artikel: Malerische Erinnerungen an die Reichenau
Autor: Schmid-Wettstein, Fanny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Malerische Erinnerungen an die Reichenau

Von Fanny Schmid-Wettstein, Berlingen

An einem blauen Oktobertag im Jahre 1947 saß der Maler Max Boller auf der Seemauer in unserem Garten und erzählte mir vom kürzlichen Ausflug nach der Insel Reichenau, welchen er zusammen mit den beiden Malern Karl Rösch und Ferdinand Thommen unternommen hatte. Die zauberhafte Stimmung, die er in mir weckte, bewogen mich, einen Hauch davon einzufangen.



Ein Malertreffen

An einem dieser blauen Herbsttage trafen sich drei Schweizer Maler vor dem Konstanzer Zoll. Die Sonne lag heiß auf dem Asphalt, und dem einen wurde es trotz dem mächtigen Künstlerhut schon vor dem alten Tor beträchtlich warm. Die Türen der guten alten Wirtschaft waren verschlossen und die Fensterscheiben blind. Die Leute schauten trübselig und apathisch drein, und es schien dem einen Maler, als ob das Wiedersehen über der Grenze ziemlich im Trockenen verlaufen würde. Der andere schien sich aus diesen düsteren Aussichten nicht das geringste zu machen, lächelte hinter den Stockzähnen und drückte heimlich seine Flasche guten Schweizerweins ein wenig fester zwischen Leinwand und Palette. Das Wiedersehen nach langer Zeit sollte gefeiert werden, und wäre es auch nur auf einem warmen Mäuerchen dort drüben auf der Reichenau. Dem dritten lachte das Malerherz über all dem Sonnenglanz, der in die Gassen und Winkel schien und die öden, grauen Mauern in goldenes Herbstlicht tauchte. Beim Schlendern durch den kühlen Stadtpark lag weit das schwäbische Meer in der Nachmittagssonne. Himmel und Wasser zerflossen in der blauen Ferne zu Silberstreifen, und dem heimatlichen Ufer entlang glitten einige Schiffergondeln. Den drei Malern wurde dabei warm ums Herz, und dankbar empfanden sie den Frieden, der über den heimatlichen Dörfern lag.

Über die Rheinbrücke strebten sie nun der Stadtgrenze zu, um nach der Reichenau zu wandern. Lang war der Weg; aber unendlich reizvoll wechselten in bunter Reihenfolge Rebberge, struppige Maisfelder mit grünen, wohlgepflegten Gemüsefeldern. Vor ihnen war der Maler Herbst mit den weichsten Farben über die Felder geeilt und hatte aus seiner Palette ein wenig Gelb fließen lassen, damit alles noch wärmer und inniger leuchte. Dem langen Damm

entlang reihte sich Pappel an Pappel, und der Seewind spielte in den Wipfeln. Zwischen den hohen, dicken Schilfrohren leuchtete das blaue Wasser des Untersees und der lange Arm des Gnadensees.

Die Insel wurde breiter, und schon konnten sie ihr Ziel, die alte, wundervolle Kirche von Oberzell erblicken, die kühl und ruhig manchem Krieg und Sturm getrotzt hat. Die drei Wanderer wurden wieder zu Künstlern, wie sie nun über die Schwelle dieser Stätte traten, deren Fresken aus ferner Vergangenheit den Raum mit zeitloser, herrlicher Schönheit erfüllen. Vor Jahren hatte der eine Maler an der Restaurierung lange und mühsame Arbeit geleistet; nun war der lebendige Kontakt bald wieder hergestellt. Sie entdeckten immer neue, interessantere Details. Das Wiedersehen erfüllte sie so ganz, daß sie nicht bemerkten, daß ein junges Mädchen eingetreten war und versunken an einem Pfeiler stand. Lange Zeit blickte es ungläubig stauend empor, faßte sich dann ein Herz und trat zu den drei Malern mit der Frage: «Sind diese Fresken wirklich echt?» Da donnerte mit tiefem Baß der eine: «Natürlich sind sie echt.» Die Antwort kam plötzlich und so grimmig, daß das Mädchen zusammenzuckte und sich verwirrt entfernen wollte. «Ach, das war nicht so böse gemeint!» lächelte der Maler mit sanftestem Ton. Er durchwühlte seine Taschen und brachte eine Tafel guter Schokolade ans Licht, die er dem Mädchen schenken wollte. Vom ersten Schreck kaum erholt, wechselte ihr Gesicht schon wieder die Farbe; sie für den Narren zu halten, war wirklich zu stark. Doch wurde ihr die Schokolade mit einem solch liebenswürdigen Lächeln in die Hand gedrückt, daß der Bann gebrochen war. So plauderten sie zusammen über Schokolade, als ob ... nun ja, die junge Dame hatte in ihrem Leben noch nie welche gegessen. Es zeigte sich dann allerdings, daß dieses Vögelein, das sie hier beinahe zitternd aus der Kirche vertrieben hätten, noch über manches recht gut Bescheid

wußte und sich sehr für Kunstgeschichte interessierte. Sie war von weither gewandert. Noch manches Wort wurde gewechselt, und mit Freuden antwortete «der Grimmige» auf all die Fragen, die das Mädchen brennend interessierten, auf die es nun so unerwartet gute Auskunft erhielt. Noch stand die Sonne hell am Himmel, als die vier auf ihrem Kunstreisichen weiter gegen Westen wanderten, den sonnigen Tag irgendwo zu verplaudern. Unten bei den alten Weiden konnte man früher ungestört bei einem Gläschen Wein mit Freunden zusammensitzen oder übers blaue Wasser in die noch blauere Ferne träumen. Doch zum Teufel, hier hing auch wieder so eine verflixte Tafel und noch gemeiner als das langweilige «Geschlossen»: «Alles ausverkauft». Der mit der heimlichen Flasche war drauf und dran, den andern sein Geheimnis zu enthüllen, als der «Grimmige» schon an der Hausglocke zog und zur Antwort erhielt: «Kommen Sie nur hinten rein.» Im kleinen Stübchen, bei einem Glas altem Taminer verging die Zeit zu rasch. Die kleine Blonde fand, daß die Schweizer viel netter seien, als sie bisher glaubte. Man habe ihr immer erzählt, dies seien düstere, furchtbar ernsthafte und humorlose Leute. «Ach wissen Sie», entgegnete schalkhaft der «Grimmige», «das kann schon stimmen; wir sind natürlich eine Auslese und weitherum als die nettesten bekannt.» Die heimatlichen Dörfer lagen schon im Schatten des Abends, als das Mädchen ans andere Ufer fuhr. Sie trug mit sich ein Stück sonniges Ferienland in ihre zerschlagene nordische Heimatstadt und hatte ein kleines, stacheliges Vorurteil abgelegt. Die drei Maler wanderten den weiten Weg zurück, und im sinkenden Abend gelangten sie bald wieder vor ihre Kirche. Sie rasteten auf dem noch warmen Kirchhofmäuerchen, und der mit der heimlichen Flasche freute sich, einen Tropfen guten Wein hervorzaubern zu können. Und noch einmal traten sie in die Kirche, bevor der Abend sie in Dunkel hüllte. Und der Grimmige fand

seine Lieblinge noch einmal so schön, und er rief beglückt: «Schaut diese herrlich roten Fresken, die ganze Kirche leuchtet rot.» Und wirklich fingen die verblaßten, rötlichen Fresken an zu leuchten; denn der letzte Abendstrahl drang heimlich durch ein Fenster.

Der mit dem reinen Malerherz stand schon längst wieder draußen und hatte in raschen Zügen eine Skizze entworfen mit dem Weg nach der Insel, eingesäumt von hohen, schlanken Pappeln. Vor einem einsamen Hof stiegen die Räuchlein verbrennender Kartoffelstauden lustig in die Höhe. Dann zogen sie die Straße der Heimat zu: der Grimmige voll Lob über seine herrlich roten Fresken; der mit der leeren Flasche voll Freude über das fröhliche Wiedersehen und der mit dem reinen Malerherz mit frohen, glänzenden Augen.

Der Maler und das Mädchen
Begegnung mit Adolf Dietrich

Als das Wasser wieder zu strömen begann, fielen an den offenen Stellen die weißen Wolkenbälle in den See und gondelten, vom Westwind getrieben, zwischen Pappeln und Weidensilhouetten in das weite Becken, das den Kirchturm seines Dorfes umschloß. Aus hohen Giebeln und niederen Dachfirsten, die sich im Halbkreis ans Ufer schlossen und dort neugierig ihr Spiegelbild betrachteten, das im Eiswinter verloren gegangen, schälte sich der Kirchturm aus ihrer Mitte und stieß in das Blau der Wellen und darüber in die Frühlingswolken, die nun vorüber zogen oder sich auf seiner Spitze türmten.

An diesem Kirchturm hatte der Maler unendlich viele zarte Pinselstriche verwendet, damals, als die Zifferblätter noch frisch leuchteten in tiefem Kobaltblau, bis vierzig,

fünfzig Jahre später, als sie zu verblassen begannen und der Maler aufhörte, die genauen Ziffern einzusetzen. Kinder schauten ihm dabei zu, die Vögel in seiner Stube sangen und turnten um ihn herum. Manchmal aber schloß er leise seine Tür, und niemand wußte, wo er zu finden war. Claudia wurde ganz ratlos vom vielen Suchen und Vermis- sen. Sie hätte sich gerne daran gewöhnt, ihn regelmäßig zu sehen, ihn jede Woche einmal zum Essen zu bitten, lan- ge am Kaminfeuer zu sitzen, den Grillen zu lauschen, die aus dem Holz in die Kupfergelte auf die warmen Steine huschten und dort mit ihrem scheuen Zirpgesang die stil- len Nächte erfüllten. Sie sah ihn in Gedanken die Vögel malen, die Meise im gelben Gefieder, wie sie im gelben Forsythienzweig hing, das blaue Köpfchen ins Gold ge- taucht. Tautropfschwere Spinnennetze zogen den Blick in den samtgrünen, duftenden Akaziengrund, der hinter den gelben Blüten steil in ein tief gelegenes schluchtartiges Bachbett abfiel, wo der Maler einst seine Skizze zum gro- ßen Uhu-Bild sammelte mit den kühlen, jungen Föhren im Grunde. Vielleicht wünschte er nochmals in diese dschungelhafte Wildnis hinunter zu steigen, um jenen Dingen nachzutruern, die sich nicht zu erhalten ver- mochten in diesen vielen Jahrzehnten, die er nun zu über- springen drohte, als wären es Tage und nicht Jahre. «Nicht einmal die großen Stechpalmen mit den roten Beeren lie- ßen sie stehen», hörte sie ihn klagen, ja selbst fluchen, voller Abscheu über diese Barbarei, um ihr später zu erzählen, wie er als Waldarbeiter den Gemeindewald von diesem Zeug gesäubert habe. Würde er sich wohl darüber freuen, daß dort ein Eichhörnchen Wohnung gefunden, ein scheues, lebendiges Ding, das den ganzen Winter gekom- men war, um am Futterhaus Nüsse zu nagen, vielleicht ein kleiner Urahne von «seinen Eichhörnchen», die in den Föhren auf dem nahen Funkenplatz die Schwänzlein roll- ten.

Ja, er würde aufhorchen und erwarten, daß sie ihm noch mehr Freude schenke und sich von ihr die steile, neue Holzstiege hinunter begleiten lassen in eine stille, verträumte Hütte über dem Bach. Zu tausenden blühten dort die Schlüsselblumen, und dunkelblaue Teppiche wohlriechender Veilchen wiesen nach dem nahen Rebberg, wo nun die Reben weinten in der Frühlingssonne und Marienkäfer aus dem warmen Sande krochen. Die Spechte wieherten wie übermütige Füllen an solchen Tagen. Und wie damals, im Frühling des ersten Kennenlernens, würde sie wieder sehen und lauschen lernen, wie die Töne in den Bäumen hängen blieben, rote Schwanzfedern braune Äste streiften, aus denen Zweige in den Himmel wuchsen; von



den Zweigen in die Äste schauen, in die Blüten nach Kelch und Griffel, um dann leise wieder zum ganzen Baum zurückzukehren, der nun wunderbar durchleuchtet vor ihnen stand.

Und «Bhüet Sie Gott», hatte er gesagt und war fast hastig weiter gegangen, allein den steilen Weg hinauf auf der anderen Seite des Tobels, wo es im Ölberg hieß, wegen der vielen Nußbäume von früher, auch das hatte er gesagt. Sie hatte ihn noch gesehen in die Gasse einbiegen, ein steil ansteigender Hohlweg, und er stieg dort mühelos, als wandere er auf der Ebene.

Und wenn er jetzt nach diesen langen Jahren der Freundschaft mit ihr in den blühenden Kirschbaum schauen würde, wollte sie darauf gefaßt sein, daß er wieder fort mußte in seine eigene Welt. Und doch umfaßte seine Persönlichkeit auch diese Welt mit ihr zusammen, und Claudia war es, die das Bleibende suchte, die Sicherheit, die es darin nicht geben konnte oder die sie in einer anderen Richtung suchte.

Aber wie konnte sie das verstehen damals, als sie so jung war und staunend das Geschenk seiner Freundschaft empfing?

Das Dorf versank damals in der Einsamkeit, und die Gespräche drehten sich ums tägliche Brot, das rar geworden war. In den Gassen aber lastete die Stille fast unheimlich, nur die Haustüre des Malers blieb für jedermann offen. Meist saß er dort, Leinwand oder Karton vor sich an seinem Schreibtisch, das Radio auf laut aufgedreht und empfing Claudia mit einem kleinen Scherzwort: Ob sie sich nicht gefürchtet hätte, allein dem See entlang zu gehen. In dieser sternenlosen Nacht stiegen um Mitternacht vier Schimmel aus ihrer Schilfbucht vor dem Hause und zündeten die alten Schilfrohre an. Und morgen, wenn sie erwache, sprössen dort lauter grüne Rohre. Sie lächelte und er fragte sie, ob sie Platz nehmen wolle im weichen Fau-

teuil, und sie setzte sich auf die Ofenbank zwischen den angefangenen Löwenmäulchen und dem goldroten Meer-schweinchenbild, auf dem die Farben noch naß glänzten. Die Kondensmilchbüchse stand auf dem Tisch, ein Scherben altes Brot, eine kleine Kachel und das Messer; das war alles. «Immer habe ich davon zu viel», sagte er, «von der Milch und vom Brot. Jetzt muß ich s'Kafi machen, die Lina X war da, und sie sagte, das sei doch nichts, sie wolle jetzt zu mir ziehen und kochen, sie hat schon geputzt und aufgeräumt, sehen Sie, wie schön alles glänzt.» Aber dann überkam ihn plötzlich die Angst, ja beinahe ein Ekel und aller Ärger, der ihn in letzter Zeit geplagt hatte, die verlegten, unbezahlten, verschollenen Bilder, das beständige Drängen, Verschieben und Austauschen, die unbefriedigenden Kompromisse, die er eingegangen war mit dem Kopieren seiner eigenen Bilder, das alles spiegelte sich nun auf seinem Gesicht und in der Haltung, wie er alt und müde aufstand, sich einen dünnen Kaffee zuzubereiten. Er stürzte eilig hinaus in seine rauchschwarze Küche und sprach dort mit sich selbst und dem Feuer unter der Wasserpfanne, die inzwischen ausgedampft war, und Claudia fürchtete sich, weil sie ihm nicht helfen durfte. Er hatte sie völlig vergessen.